

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 8

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur- und Zeitfragen

„Rabenweisheit“ / auch ein Gedenkwort.

„Die Wunden der Helden waren noch nicht verharzt, die Tränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt; aber in Deutschland ging's schon — so früh nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderbar her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Sirupfaß pläzt, und der Pöbel und die Buben anfangen zu lecken, so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Taler rollten auch in den Gassen, und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigste Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!“ —

So schrieb Wilhelm Raabe unmittelbar nach dem deutsch-französischen Krieg, im Sommer 1871. Mit unbestechlichem Ernst sah er ein Zeitalter der Gründungen und der Hybris voraus. Heute würde er in schmerzlichem Erkennen den Kopf neigen und seinem Deutschland das tröstende und verzeihende, weil alles verstehende Lächeln des pessimistischen Humoristen gönnen, der Menschen und Völker liebt, trotzdem er sie kennt. Mit Schopenhauer weiß er, daß jede Nation über die andere spottet, und jede recht hat.

So wäre denn jetzt die Zeit für Raabe da? Wird er heute geliebt und verstanden? Seine Hundertjahrfeier scheint die Frage zu bejahen. Gegenwartslieben seines Geistes wurde in Braunschweig wie in der Presse vorgetäuscht. Gewiß, er vermöchte der Welt und Deutschland im besondern mehr als je zu sagen. Hätte sein Land besser auf ihn gehört, es wäre nie zu hohlem Aufstieg, aber auch nie zu fast hoffnungslosem Fall gekommen. Aber die Weise, wie manche seiner amtlichen Verkünder Raabe für ihre politischen Sonderziele beanspruchen und als „deutschesten Dichter“ preisen, scheint auf einem Mißverständnis zu beruhen. In Wirklichkeit ist die „Rabenweisheit“ stets pessimistisch. Aber gerade, weil „Corvinus“ die Augen vor keinem Elend und keiner Knechtschaft schließt, ist er ein Sorgenlöser und Befreier. Weltererschütternde Tragik durchschaut er wie jeden Jammer des Alltagskleinkriegs, der ja am unheilbarsten zermürbt.

Sein Stil freilich stellt, wie jener aller großen Humoristen, Anforderungen an den noch vor der Halle harrenden Leser. Greifen wir zum andern Mal in unsern Jean Paul-Raabe'schen Zettelkasten! Sehen wir, wie Carus den grimmen Swift schildert: „Es gibt Knospen, welche zu herrlichen, lebensfrischen Zweigen und Blättern auszuschlagen ursprünglich bestimmt waren und nun durch ein sonderbares Spiel der Natur, äußere Einwirkung von Kälte u. dergl. zu Stacheln geworden sind, und wenn sie nicht mehr grünen können, durch ihre Spitzen das Vieh abhalten und zur Sicherung des Ganzen mitwirken. Großenteils ist Swift einem solchen zum Dorn verwandelten Zweig vergleichbar.“ — Solche die Herde verschreckende Dornen birgt Raabes Werk überall; aufdringliche Namengebung, Weit-schweifigkeiten, Wunderlichkeiten erschweren zuerst genußreiches Lesen. Aber siehe da! bringt man etwas Geduld, Aufmerksamkeit und eigenen Humor mit, so wandelt sich über Nacht das Gedörn in duftende Blüten. Doch lassen wir lieber Raabe selbst das Wort. Er würde wohl weitere Charakterisierung ablehnen und sagen: „Da sich uns in eben diesem Augenblick die treffendsten Vergleiche und Gleichnisse zu Duzenden darbieten, so verzichten wir darauf, von irgendeiner oder einem derselben Gebrauch zu machen, und überlassen es bescheiden dem Leser, einmal selber recht außergewöhnlich geistreich zu sein.“ Der Satz steht in der „internationalen Liebesgeschichte Christoph Pechlin“, die von köstlichsten Situationen wimmelt. Ihrem Vorwort entstammen die einleitenden Sätze von 1871. Wie rührend, wenn der brave Schwabe Pechlin „in seine Leier greift“, das heißt: Maultrommel spielt. Und die

aufregend=beischaulichen Abenteuer auf dem Hohenstaufen, „wo man den schrankenlofesten Spielraum für Erinnerung, Gefühl und Einbildungskraft hat, denn der Gipfel ist vollständig fahl“. Aber Aussicht bietet er — auf Raum und Zeit. „Sieh, Teure, wie schön, wie herrlich, wie erhaben — o diese entsetzlichen Mücken!“ „O yes, it is very fine, indeed!“ seufzte die Engländerin. Wer sich mit Raabe befreunden will, lese diese Erzählung, worin ein wahrer Völkerbund von drolligen oder bedenklichen Fremden unter sich und mit den Einheimischen in Konflikte gerät. Eine Schlägerei im Dorf Hohenstaufen wird im Tone großer Epik geschildert, halb Homer, halb Ariost, halb Mär, halb mehr. Für mich das Überwältigende: Raabe heißt seine Erzählung eine „ungemein geschichtsphilosophisch auf der Basis der allgemeinsten Menschenliebe sich abspielende Geschichte“. —

Raabes Geschichtsbetrachtung ist düster, aber sie gibt Echtes und Wahres. Grauenhafte Zeiten besonders des Dreißigjährigen Krieges prägen sich für immer ein. Weiter sind unter den geschichtlich-politischen nur die schalkhaften Erzählungen, in denen Norden und Süden Deutschlands aufeinanderstoßen und sich schließlich doch ehelich verbinden. Wer aber hinter Titeln wie „Im Siegeskranze“ oder „Deutscher Adel“ feistliche Fanfaren erwartete, würde schwer enttäuscht werden. In Jahren höchsten politischen Glanzes und schimmernder Wehr dachte Raabe nur an eine Verinnerlichung und Veredelung deutschen Volkstums. Aber anderseits, welches Mark in diesem Treuen, wenn er in grimmer Scham von der Konvention zu Sulingen berichtet. Der erste Konsul hatte dem General Mortier befohlen, mit seinen Sansculotten das Land Hannover zu erobern; dessen Regierung aber gab ihren Truppen den Befehl, „alles zu vermeiden, was Ombrage und Aufsehen erregen könne und nur im dringendsten Notfall das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen“. Wer denkt da nicht an den Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798. Politische Vergleiche mit der Gegenwart drängen sich oft auf. Aber Raabe ist ein viel zu großer Dichter, als daß er sich mit Satiren begnügt hätte, so schwer es oft war, keine zu schreiben. Uns scheint er nicht dort am tragischsten, wo der Pestfarren rumpelt, vielmehr in scheinbar harmlosen kleinen Erzählungen, wie „Zum wilden Mann“, wo hinter freundlichem Gespräch der Menschheit ganzer Jammer uns packt. Selten liegen tiefste dichterische Wirkungen so unverhüllt wie etwa in der furchtbaren Geschichte vom Untergang des spanischen Schlosses Pavaoja auf der fernen Insel St. Thomas. Die verhungerte Besatzung wie die holländischen Belagerer erliegen der Pest. Aber vereint mit einer blut- und raubgierigen Meute Eingeborner rafften sich die noch Kampffähigen zum alles mordenden, letzten Sturm auf: „In dem Schloß Pavaoja war alles ruhig; als aber die Mitternacht nicht mehr ferne war, erwachte ein Säugling an der Brust seiner Mutter und fing an zu weinen, und die Mutter sang ihm ein Schlummerlied, als ob das noch nötig sei. — Um ein Uhr war alles vorüber.“

Leser, weißt du mir eine ergreifendere Stelle beim größten Dichter? Zur Einführung in Raabes Welt — es ist eine Welt! — rate ich zum „Regenbogen“ mit seinen sieben weinenden und lachenden Geschichten. Welch' ein farbiger Abganz des Lebens! *Tristitia in hilaritate, hilaritas in tristitia.*

Viele nennen Raabe den norddeutschen Gottfried Keller. Nah verwandt ist er sicher auch unserem Jeremias Gotthelf. Unsere Zeit unsinniger Rekordjagden und bei aller Scheinwissenschaftlichkeit und überspizten Zivilisation rasch zunehmender Verblödung wäre gesünder, uns könnte noch geholfen werden, wenn eine neue Generation sich zur Muße zwänge, Raabe zu lesen, zu verstehen, zu genießen. Er sollte nicht bloß Meister=Autor vom versunkenen Garten bleiben!

K a r l A l f o n s M e h e r.

Schweizerische Theaterkultur.

Die diesjährige Jahrestagung der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur, die am 7. November in Bern stattfand, hat einem in erfreulicher Weise klar machen können, wie sehr sich die schweizerischen Theaterdinge innerhalb weniger Jahre gewandelt haben. Vor fünf Jahren ist die Gesellschaft von 7 Mitgliedern gegründet worden. Heute zählt sie 400. Damals hatten zwar bereits schüchterne Versuche eingesetzt, die Bestrebungen für eine schweizerische Theaterkultur organisatorisch zu fördern, sie waren aber noch durchaus isoliert. Nun aber fanden wir an dieser Tagung vereinigt Theaterdirektoren und Verwaltungsräte, Dramatiker und Regisseure, Schauspieler und Bühnenbildner, dazu alle führenden Theaterkritiker. Es fehlten einzig — und natürlich — die Politiker. Denn es ging ja um einen Teilaspekt der eidgenössischen Kultur!

Die Tätigkeit der Gesellschaft, deren Seele der in Schwyz ansässige Theaterhistoriker Oskar Eberle ist, war im vergangenen Jahre hochehrwürdig. Eine außerordentliche Generalversammlung in Zürich, verbunden mit einer Theaterkunstausstellung in Zürich, erörterte das Problem der Berufsbühnen in der Schweiz, am Radio wurde ein Vortragsdienst durchgeführt, ein Sprechkurs wurde in Luzern veranstaltet. Leider fehlt das nötige Geld, um zwei weitere theaterwissenschaftliche Publikationen herauszugeben und auch die bisherigen konnten nur dank der Unterstützung von Klosterdruckereien herauskommen. Auch für das geplante Theatermuseum fehlen die Mittel und die schon geäußerten Objekte stehen, mangels Aufenthaltort, in großer Gefahr. Andererseits sollte die Propaganda viel intensiver aufgenommen werden, und eine geplante Festspielwoche in Luzern verlangt ebenfalls Betriebskapital. Mit 1500 Franken wäre das drohende Defizit für das nächste Jahr behoben; aber für solche Ziele scheinen sich die Beutel der helvetischen Gönner nicht öffnen zu können. — Die Berner Tagung beschloß, die der Gesellschaft schon angehörenden etwa 40 schweizerischen Schauspieler in einer besonderen Sektion zur besseren Wahrung ihrer Spezialinteressen zusammenzufassen. Da sie andererseits ständig in engster Fühlung mit der Gesellschaft schweizerischer Dramatiker steht, ist Gewähr dafür gegeben, daß in Zukunft die Reformbewegung der Theaterdinge unseres Landes immer zielbewußter und konsequenter zur Auswirkung gelangt. Die Mitgliederzahl ist freilich noch bedeutender Steigerung fähig. Aber warum sollte die nicht eintreten? Man erwirbt sie ja durch bloße Zahlung von einem Fünfliber und erhält dafür das reichhaltig ausgestattete, illustrierte Jahrbuch. (Anmeldung an Dr. Oskar Eberle, Schwyz.)

Nachdem die bisherigen Jahrbücher über die Themen „Das vaterländische Theater“, „Schule und Theater“ und „Geistliche Spiele“ gehandelt hatten, widmet sich das heurige ausschließlich dem Problem „Die Berufsbühnen in der Schweiz“. Nicht weniger als 14 Artikel von führenden Theaterwissenschaftlern, Autoren, Kritikern, Stadttheaterdirektoren und Theatervereinspräsidenten beleuchten die Frage von den verschiedensten Seiten her. Die Fülle des hier enthaltenen Tatsachenmaterials ist enorm. Dazu enthält das Buch Berichte über die drei Theaterausstellungen des Jahres in Basel, Zürich, Bern, eine Übersicht über die Uraufführungen und eine Reihe weiterer Mitteilungen und bibliographischer Hinweise. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein führender deutscher Theaterwissenschaftler schrieb, Deutschland beneide die Schweiz um diese Publikation, der es nichts Ähnliches an die Seite zu stellen habe! Es darf aber beigefügt werden, daß sie nur dank der ungemeinen privaten Opferwilligkeit Dr. Eberles besteht und daß die Weiterdauer dieses Zustandes in einem angeblich in der Kultur an der Spitze marschierenden Lande eine Schande ist. Aber freilich, solange die Politiker ihre Ohren hermetisch verschließen, sobald von schweizerischer Kultur die Rede ist...

Verbunden mit der Berner Tagung waren zwei Theatergenüsse: die in festlichem Rahmen vor sich gehende Uraufführung von Albert J. Weltis „Servet

in Genf" und eine Aufführung des Heimatschutztheaters Bern, das Greherzen's Idylle „Nume das nid!“ zur Darstellung brachte. Weltis Stück bestätigte sich, was man schon von der Lektüre her wußte, als ein interessantes Problemdrama, das dramatisch aber trotz vielen theatertechnisch interessanten Elementen nicht zur letzten Verdichtung und Spannung geraten ist. Leider war die Aufführung keineswegs hervorragend zu nennen. Das Heimatschutztheater wies dafür eine umso eindrucklichere Ensemblekunst auf, sodaß das kleine Spiel zum eigentlichen künstlerischen Erlebnis des Tages wurde.

Rein bildhaft versuchte endlich die von Eberle als Cicerone erläuterte erste Schweizerische Theaterkunstausstellung im Gewerbemuseum den bisherigen Anteil der Schweiz am Theaterwesen zu erhärten. Es handelte sich hier, im Gegensatz zu den beiden anderen Ausstellungen des Jahres, um die Leistungen schweizerischer Theaterbildner. Als erster Versuch dieser Art mußte die Ausstellung notwendig fragmentarisch wirken. Aber auch so bot sie manche Überraschungen, vor allem im historischen Teil, der sehr interessante Bilder, Drucke und Modelle aus der großen Zeit der geistlichen Spiele und des Jesuitentheaters enthielt. Den Hauptraum nahmen Bühnenbilder und Figuren ein, welche die Tätigkeit unserer Stadttheater illustrierten; die Festspiele und das Laientheater waren ebenfalls mit Bühnenbildern und einigen Modellen vertreten. Am meisten Aufmerksamkeit erregten aber die ganz modernen Versuche: einerseits der in die Zukunft weisenden Kollektivtheater der Experimentatoren Liebhurg (Totaltheater) und Talhoff (Chorische Bühne), sowie die Erneuerungsbestrebungen der Geistlichen Spiele (Einsiedeln und Luzern), andernteils die raffinierte Kleinkunst der verschiedenen Marionettentheater und des Kraters. Von hier aus scheint die schweizerische Theaterkunst am ehesten auch ins Ausland wirken zu können.

Paul Lang.

Bücher Rundschau

Schriften über Wirtschaft.

Drei Schriften über wirtschaftliche Probleme hat der Zufall mir miteinander auf den Schreibtisch gelegt, ein Buch und zwei Broschüren, alle grundverschieden in ihrer Art und dennoch aus demselben Streben geschaffen, die Herrschaft der Wirtschaft über den Menschen zu brechen und damit sozialen Ungerechtigkeiten, Klassenkampf und völkischer Zerrissenheit ein Ende zu bereiten. Gemeinsam ist ihnen ferner, daß sie nicht mehr eine der überlieferten Wirtschaftsbetrachtungen, sei es nun die liberale oder die marxistische, als die Lösung der Zukunft anerkennen, sondern nach neuen Wegen, nach der Synthese Ausschau halten.

Wilhelm von Kries: Herren und Knechte der Wirtschaft. 255 Seiten, kart. RM. 4.40, Ganzleinen RM. 5.30, Verlag Deutsche Rundschau, Berlin W. 30, 1931.

„Die innerliche Freiheit ist das Höchste, was der Mensch gewinnen kann. Die

Wirtschaft . . . ist die jüngste richtunggebende Kraft im zeitgenössischen Leben. Sie in ihrer Bedingtheit erkennen, bedeutet ihr Herr bleiben, sie als Unbedingtes ansehen, bedeutet Knechtschaft.“ Wirtschaft ist demnach nicht nur ein materialistisch-organisatorisches, oder politisches, sondern vornehmlich auch ein menschliches Problem. „Die Pole der Wirtschaft sind Geburt und Tod.“ Wirtschaft ist eine mit ewigen Mitteln erfolgende Auseinandersetzung mit der Realität, zur Überwindung unserer materiellen Abhängigkeit. Hat der Mensch aber erst seine Abhängigkeit erkannt, so ist er in der Lage, seine eigene Unzulänglichkeit als Mittel zum Zwecke zu verwenden, indem er sich zum Herrn über seine Affekte und damit auch über seine Bedürfnisse und die Bedürfnisse anderer aufschwingt.

Dieser Ausgangspunkt, der Versuch, alle Probleme der Wirtschaft auf ihren menschlichen Gehalt zurückzuführen, ist es, welcher diesem Buche seine eigen-